



„Aufgewachsen bin ich bei meiner Großmutter. Wir wohnten bis zu meinem sechsten Lebensjahr in dieser Baracke.“
Foto: Gemeindearchiv

„Hier war es am sichersten, bis auf die Tiefflieger...“

Herr R.³⁰ ist 1930 in Nicklheim geboren und aufgewachsen. Sehr aufschlussreich für die damalige Zeitgeschichte sind seine Erzählungen über die Kriegs- und Nachkriegsjahre, in denen er seine Jugend erlebte.

Kindheit in Nicklheim bei der Großmutter

Ich weiß noch, dass ich mich immer darauf freute, wenn ich im Frühjahr endlich wieder barfuss laufen durfte. Wenn im Monatsnamen kein ‚r‘ mehr vorkam, durften wir von meiner Großmutter aus wieder ohne Schuhe raus. Schuhe hatten wir sowieso nur zwei Paar. Die hatte ich den ganzen Winter über an. Aber sobald das Wetter im Frühjahr ein paar Tage lang schön war, wollten wir die Schuhe nicht mehr. Das ging den anderen Kindern auch so.

Sie sehen auf dem Foto[s. Bild auf der linken Seite]: Wenn ein Fotograf kam, war es etwas Besonderes: Alle sind gekommen, um fotografiert zu werden. Man sieht die vielen Kinder, die die Familien hatten. Meine Großmutter hatte selbst acht Kinder. 1936 wurde diese Holzbaracke abgerissen und wir zogen in ein anderes Haus auf der gleichen Straßenseite. An Wohnfläche hatten wir zuerst 16, dann 32 Quadratmeter zur Verfügung.

In der Holzbaracke wohnten Familien, die beim Torfwerk arbeiteten. Hinter der Baracke stand das Landwirtschaftsgebäude der Familie Nickl. Dort arbeitete meine Großmutter. Sie hatte laut den Papieren die Bezeichnung „Ökonomiebaumeisterswitwe“. Sie war 1886 geboren und starb 1959 im 73. Lebensjahr hier in Nicklheim. Mein Großvater, ihr Mann, starb am 14. Dezember 1921 mit 51 Jahren an einem Blinddarmdurchbruch. Nach den Erzählungen meiner Großmutter war ein Doktor aus Brannenburg mit seinem Laufwägel und Pferd gekommen. Seine medizinische Behandlung bestand darin, Heublumenwickel auf den schmerzenden Bauch aufzulegen. Aber

deswegen ist der Blinddarm trotzdem durchgebrochen. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Vielleicht wusste der Doktor, dass der Blinddarm operiert gehörte, aber wenn sie nicht versichert waren Meine Großeltern waren in keiner Krankenversicherung, als sie bei den Bauern arbeiteten. Bevor sie nach Nicklheim wechselten, waren sie als Baumeisters-Ehepaar in Großkarolinenfeld auch in der Landwirtschaft beschäftigt gewesen. Jedenfalls war meine Großmutter 35 Jahre alt, als sie Witwe wurde und hatte damals noch fünf unmündige Kinder: Martin, Juliane, Maria und Johann und Konrad, der später im Krieg gefallen ist. Verstorben waren die Ursula mit einem halben Jahr, das Lenei auch mit einem halben Jahr, der Seppi im Alter von zehn Jahren. Mein Großvater wurde in Großkarolinenfeld beerdigt, weil sie dort bereits eine Grabstelle für die verstorbenen Kinder hatten. Meine Großmutter fuhr jedes Jahr an Allerheiligen nach Karolinenfeld. Eine Familie betreute dort für sie das Grab. Wenn sie an Allerheiligen dort war, besuchte sie ihre Bekannten. Ich als Bub musste mit dem Zug mitfahren, das hat mich gar nicht gefreut. Es war ein Tagesausflug und für mich sehr langweilig, denn sie hatten so viel zum Ratschen.



Die Großeltern in jungen Jahren. Foto: Privat

Als meine Großmutter Witwe wurde, arbeitete sie weiterhin in der Nickl-Landwirtschaft. Während der Kriegszeit arbeiteten dort außerdem eine Polin, die Genoveva, und ein Pole, der Stephan. Die beiden verstanden sich

überhaupt nicht. Ich habe damals immer die Kühe gehütet. Mit dem Stephan bin ich gut ausgekommen. Er war einige Jahre älter als ich, vielleicht 18 oder 20 Jahre alt. Die Genoveva war ein wenig älter und arbeitete mehr oder weniger im Nickl-Haushalt, der Stephan in der Landwirtschaft. Beim Nickl wurden damals noch Getreide und Kartoffeln angebaut. Heute sieht man nur mehr eine Graswiese. Im Stall hatten sie fünf bis acht Kühe stehen.

Meine Großmutter war nie renten- und krankenversichert, als sie in der Landwirtschaft arbeitete. Daher wechselte sie im Alter gezwungenermaßen zum Flachswerk, damit sie eine Mindestrente bekommen konnte. Um rentenberechtigt zu sein, musste sie zehn Jahre in einem Arbeitsverhältnis gestanden haben, bei dem die Beiträge einbezahlt wurden. In der Landwirtschaft war es damals gang und gäbe, dass die Leute nicht versichert wurden, glaube ich. Und so arbeitete sie von 1939 bis 1949 im Flachswerk.

Meine Großmutter hatte ein krummes Bein, weil sie sich einmal das Schienbein gebrochen hatte. Sie musste sich damals wochenlang ins Bett legen, solange bis der Knochen wieder zusammengewachsen war. Er ist schief zusammen gewachsen, denn er wurde nicht geschiebt. Da sie nicht krankenversichert war, nahm sie keine ärztliche Hilfe in Anspruch. Zeit ihres Lebens hatte sie Beschwerden und bekam in Folge eine Kniearthrose. Ich kannte sie nur humpelnd. Mit diesem krummen Bein ging sie zehn Jahre lang zur Arbeit ins Flachswerk. Sie erzählte mir einmal, wie es zu dem Beinbruch kam: Sie war damals noch in Großkarolinenfeld beschäftigt und arbeitete auf dem Feld mit einem Ochsen gespannt. Die Ochsen gingen durch, sie sprang vom Wagen und brach sich dabei das Bein. Und so wie es gebrochen war, wuchs es wieder zusammen: schief.

I: Was haben Sie denn fürs Kühe hüten bekommen?

Da ging es mir nicht schlecht. Ich habe zwar kein Geld dafür bekommen, aber es gab

Wurstbrote und ab und zu etwas Warmes. Die Genoveva oder die Luise, die als Magd in Haus und Hof beschäftigt war, haben mir das Essen aufs Feld hinausgebracht. Das Hüten machte ich immer am Nachmittag vom Frühjahr bis in den Herbst hinein nach der Schule. Etwa um halb fünf Uhr kamen die Kühe wieder in den Stall.

I: Waren Sie als Kind immer gesund?

Eigentlich schon. Nur Furunkel hatte ich ab und zu, auch die anderen Kinder. Das war fast normal. Man sagte, es käme daher, weil wir die grünen, unreifen Äpfel gegessen hätten. Beim Nickl hatten sie Obstbäume. Und wir Kinder konnten es immer nicht erwarten, bis die Äpfel reif waren. Sobald ein paar unreife Äpfel heruntergefallen sind, haben wir sie gegessen.

I: Litten Sie als Schulkind Hunger?

Appetit hatte ich als Kind immer. Ich erinnere mich auch an eine Zeit, als ich am Nachmittag nur eine Scheibe Brot bekommen habe. Wenn ich im Kolonialwaren-Geschäft Brot holte, biss ich schon mal von dem großen Brotwecken am Scherzl [Brotende] herunter, jedoch nicht aus Hunger. Ich kann nicht sagen, dass ich eine dramatische Kindheit gehabt hätte, weil ich hätte hungern müssen. Das Leben war einfach so und als junger Mensch wusste man nicht, dass es eine materiell arme Zeit war.

Tagsüber, wenn meine Großmutter im Flachswerk arbeitete, war ich mehr oder weniger mir selbst überlassen. Mittagessen hat es nicht gegeben, weil die Oma erst am Spätnachmittag heim gekommen ist. Wenn sie um sechs Uhr früh mit der Arbeit angefangen hat, kam sie um vier Uhr nachmittags heim. Ich musste halt Kartoffeln kochen, damit schon etwas zum Essen und Kochen dasteht, wenn sie heimkam. Es gab oft Griessuppe und Kartoffeln. Wir sind nicht verhungert. Uns ging es besser als manchen Kindern, die man heute im Fernsehen sieht, die auf der Flucht sind oder in Gebieten leben, in denen es drei Jahre lang nicht mehr geregnet hat.

Arbeit im Flachswerk

I: Erzählte Ihre Großmutter über die Arbeit im Flachswerk?

Freilich habe ich als Bub manchmal bei ihr in der Arbeit vorbeigeschaut. Ich erinnere mich noch gut an die Flachsbrechmaschine. Sie war etwa 80 Zentimeter in die Tiefe versenkt. Die Maschine bestand aus Walzen, der Flachs lief durch die gerillten Walzen und wurde dabei von der Faser getrennt. Einmal ist eine Frau bei der Arbeit an einer Maschine tödlich verunglückt. Es gab damals einen Antrieb über eine Riemenscheibe und lange Lederriemen. Die Frau trug ein Kleid, der Stoff verfang sich in der Riemenscheibe, riss die Frau, eine Nicklheimerin, mit und schleuderte sie mit einer solchen Wucht auf den Boden, dass sie sofort tot war.

I: Wurde der abgestellte Diplomatenzug von den Tieffliegern getroffen?

Das kann ich nicht sagen. Denn wir Buben hatten ja keinen Zugang zum Zug, weil immer Posten zur Bewachung dort standen. Erst nach Kriegsende konnten wir dorthin, als die Wachen verschwunden waren. Die Posten, die den Diplomatenzug bewachten, waren von der Wehrmacht, vielleicht auch SS.

Meine Großmutter nahm nach Kriegsende einen deutschen Soldaten auf. Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist, aber der Mann aus Berlin durfte bei uns auf der Couch drei bis vier Wochen lang nächtigen. Er machte sich gleich nach Kriegsende unsichtbar – hier bei uns. Einmal bin ich mit ihm zum Betteln nach Westerndorf gegangen. Wir hatten nicht mal mehr eine Kartoffel zuhause. Er fragte zuerst, ob wir einen Rucksack hätten. Dann fragte er meine Großmutter um ein Sterbekreuz³². Daran hat er eine Schnur gehängt. Er war ein schlauer Fuchs. Wir gingen zu einem Bauernhof in Westerndorf. Im Haus waren nur zwei Frauen. Ich hatte mich erst versteckt gehalten, traute mich nicht hinein. Auf einmal piff er mir, ich solle kommen. Da stand in der Stube schon ein Krug mit Milch auf dem Tisch, dazu Brot, Butter und Kartoffeln. Und er hatte den Rucksack geöffnet, so dass das Kreuzl her-

ausschaute. Die zwei alten Frauen sahen das Kreuzl und haben sich gedacht: Dem müssen wir doch was geben. Jedesmal, wenn ich heute an dem Hof vorbeifahre, denke ich mir, ich schaue mal hin und erzähle den Hofbesitzern diese Geschichte.

Kriegsbeginn und nationalsozialistische Politik

I: Erinnern Sie sich auch an den Kriegsbeginn?

Ich erinnere mich noch genau an die Mobilmachung 1939. Die Männer standen draußen beieinander und wir hörten bei den Nachbarn im Radio, dass Hitler den Krieg erklärt hat. Von da an warteten die Männer irgendwie, bis sie den Stellungsbefehl bekamen. Etwa alle zwei Wochen wurde einer nach dem anderen einberufen. Und es dauerte nicht lange, bis der erste „Ehrengedenkgottesdienst“ stattfand. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Obwohl der Tote nicht im Sarg lag, haben sie den Sarg für den Gottesdienst hergerichtet: Über den leeren Sarg wurde die deutsche Fahne gelegt, drei Karabiner kamen gekreuzt davor und oben drauf ein Stahlhelm.

Die Stimmung war damals sehr schlecht unter den Leuten. Ich erinnere mich daran, wie der Vater von meinem Spezl [Freund] gefallen ist. Wir Kinder waren unten im Hof und hörten jemanden weinen. Seine Mutter hatte die Nachricht erhalten, dass ihr Mann gefallen war.

I: Gab es in Nicklheim Widerstand gegen die nationalsozialistische Politik?

Das Wort „KZ“ habe ich in dieser Zeit nie gehört. Es hieß nur „nach Dachau“. Dort waren zwei Männer, einer aus Nicklheim, der andere von der Filze, inhaftiert gewesen. Aber sie wurden immer wieder freigelassen. Wenn die zwei inhaftiert waren, haben wir nicht viel nachgefragt, ich war damals ja noch jung. Einer der beiden, Wendelin Schmerbeck, hatte während oder gleich nach dem Krieg die Aufgabe inne, für die Ortschaft Nicklheim Kartoffeln zu organisieren. Das lief über Bezugsscheine. Je nachdem wie groß die Familie war, bekam man eine bestimmte Menge an Kartoffeln.

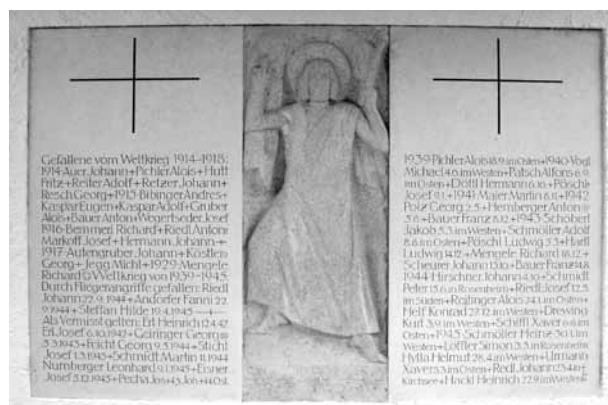
I: Gab es auch in Nicklheim eine Hitlerjugend?
 Ich selbst war bei der Hitlerjugend dabei. Einmal hatten wir einen Wettkampf im Luftgewehr-Schießen und im Boxen hinten im Schulhof. Später, als ich 14 Jahre alt und bereits in der Lehre war, hatten wir einmal eine Kampfübung in Neubeuern auf dem Dandlberg mit der Hitlerjugend von Raubling gegen die Hitlerjugend von Neubeuern und Nussdorf. Die einen hatten ein rotes Band am Handgelenk, die anderen ein blaues. Es ging darum, möglichst viele Gefangene zu machen. Hatte ich dem anderen sein Band abgenommen, war er mein Gefangener. Dazu musste ich ihn natürlich niederringen. Entweder er nahm mir mein Band ab oder ich ihm seins. Darum ging der ganze Wettkampf.

Ein anderes Mal war eine Panzerfaust-Ausbildung im Schloss Brannenburg angesetzt. Es wurde angesagt, dass ein Offizier kommen würde. Es war ein sehr heißer Tag, wir saßen in der Wiese und warteten, doch der Offizier kam und kam nicht. Einige von uns, darunter auch ich, schlichen uns davon. Nun kam der Ausbilder doch noch. Da haben sie uns richtig Angst gemacht. Wir fühlten uns wie Fahnenflüchtige. Die Stimmung war so, dass uns bewusst war, wir hätten auf keinen Fall abhauen dürfen.

An einen Aufmarsch der Hitlerjugend hier in Nicklheim kann ich mich nicht erinnern. Wenn, dann mussten wir in Raubling antreten. Dort gab es eine Turnhalle und einen Sportplatz. Hier in Nicklheim gab es ja nur den Schulhof. Geleitet hat unsere Gruppe ein Raublinger.

I: Auf dem Denkmal im Nicklheimer Friedhof sind drei Personen genannt, die durch Fliegerangriffe ums Leben kamen.

Hilde Steffan war in Rosenheim in Stellung bei einer Familie. Das Haus wurde bombardiert, so kam sie in Rosenheim ums Leben. Riedl Johann war als Soldat gerade auf Urlaub daheim. Zwischen Raubling und Rosenheim beschossen die Flugzeuge den Zug, in dem er war.



Erinnerungstafel an die Toten der beiden Weltkriege aus Nicklheim. Foto: Willer

Kriegsgefangene

I: Gab es Todesfälle unter den Kriegsgefangenen?
 Dort, wo es nach Grünthal geht, haben sie einen flüchtigen französischen Kriegsgefangenen erschossen. Dort hinten stand im Wald ein Benzinlager mit Fässern, die bewacht wurden. Und vermutlich brauchten sie die Franzosen dort hinten zum Arbeiten. Sie mussten die Schächte ausheben, in denen die Fässer gelagert wurden. Genau weiß ich es nicht. Denn wenn eine Wache dabei war, ist man nicht dazugekommen. Genauso, wie wir während des Krieges nicht an den Zug [Diplomatenzug] gekommen sind. Sobald man näher kam, sagte der Posten: „Was tust du da?“ Ein Gefangener wollte flüchten und wurde dort auf der Flucht erschossen. Ich weiß nicht, wann ich das erfahren habe, jedenfalls nicht, als es passierte.

I: Was haben Sie von den französischen Kriegsgefangenen sonst noch in Erinnerung?

Es waren Posten dabei. Ich kann mich nur erinnern, diese Gefangenen waren bewacht. Ich war ja damals Kind und ein gefangener Franzose, überhaupt eine andere Nation, war eine spannende Sache für mich. Da waren wir immer neugierig. Wenn er „Bonjour monsieur“ sagte, horchten wir auf, wollten wissen, was das heißt. Das ist ja klar. Und die Franzosen waren eigentlich immer gut aufgelegt. Alle Gefangenen, die in dem Stall wohnten, waren Franzosen, keine anderen Nationalitäten. Sie arbeiteten im Flachswerk und gingen jeden Tag dort hinauf.

1941 war ich dabei, als Walter, der zweite Sohn des Bäckers, tödlich verunglückte. Es war Sonntag, im Torfwerk wurde nicht gearbeitet. Wir Kinder mit etwa elf und zwölf Jahren schafften es, den Rollwagen auf das Gleis zu kippen, den die Arbeiter vorsichtshalber mit den Rädern nach oben neben dem Gleis abgestellt hatten. Wir fuhren mit dem Rollwagen auf dem Gleis unterhalb der Halle. Ein Südtiroler Torfwerksarbeiter sah uns dabei. Er warnte uns. Wir schoben das Rollwagerl den Berg zur Halle hinauf und rollten auf ihm sitzend hinunter. Die Fahrt ging immer schneller und schneller. Walter sprang zuletzt auf das Wagerl und versuchte, mit einer Eisenstange zu bremsen, dabei zertrümmerte es ihm den Kopf. Wir Kinder waren vor Schreck weggerannt. Einer der französischen Kriegsgefangenen kam und trug den schwerverletzten Buben auf seinen Armen die paar hundert Meter zu seinen Eltern nach Hause.

I: Sind die ausländischen Arbeitskräfte ins Dorf gekommen oder einmal in die Kirche gegangen?
(lacht) Nein, die haben doch keinen Ausgang gehabt! Sie haben in der Ortschaft nicht spazieren gehen dürfen. Die Lebensmittel wurden ihnen besorgt, von wem weiß ich nicht. Ich habe nichts von den Russen mitbekommen. Auch die Franzosen haben sich nicht frei im Dorf bewegen dürfen. Als Jugendlicher hat man gewusst, dort hast du nicht näher hingehen dürfen, oder dich mit ihnen unterhalten. Das war auch nicht drin, dass du mit denen privatisiert hättest. Höchstens ein kurzes Wort, und das war's.

I: Aber Ihre Großmutter hat doch mit den Leuten im Flachswerk zusammengearbeitet?
Ich glaube, sie hatte auch keinen Kontakt. Jedenfalls erzählte sie nie etwas. Jeder hat halt seine Arbeit gemacht.

Kriegsende

Am 1. Mai 1945 hatten wir etwa fünf Zentimeter frischen Schnee liegen. Die Posten beim Diplomatenzug waren verschwunden. Ich suchte immer nur nach Werkzeug. Eine elektrische

Schreibmaschine nahm ich mit, schlachtete sie aus, so dass ich an den elektrischen Motor kam. Und eines war unglaublich: Ich hatte ein Gefäß mit Schweinefett im Zug gefunden. Ich wunderte mich, dass es nicht längst von anderen mitgenommen wurde. Denn ich fand es nicht am ersten Tag der Zeit, als der Zug ohne Bewachung war. Ich nahm es mit heim. Doch es war fast ungenießbar, weil es nach Petroleum stank. Ich weiß nicht warum. Jedenfalls machte die Oma mit dem Fett Reiberdatschi [Kartoffelpuffer] und diese waren beinahe nicht zu essen. Zuerst meinten wir, wir müssten das Schweinefett wegschmeißen. Aber im Laufe der Zeit gewöhnten wir uns irgendwie an den Geschmack. Vielleicht war nur ein Tropfen Petroleum darin, der den penetranten Geschmack verursachte. Jedenfalls haben wir mit der Zeit tatsächlich das gesamte Fett verbraucht.

Im Zug war in jedem Waggon etwas anderes zu finden. Es waren sicherlich fünf bis acht Wägen. In einem Wagen war der Salon, im nächsten ... – aber das alles interessierte mich nicht, mich interessierte nur das Werkzeug.

Und ich nahm auf unserem Leiterwagen eine dreiteilige Matratze mit. Damals hatten wir hinten am Waldrand eine Holzlege, wo ich sie versteckte. Eines Tages ist ein angeblicher Kriminaler mit einem langen Mantel herumgelaufen. Er wusste, dass wir dort hinten etwas versteckt hatten. Und so haben wir die Matratzen wieder abgegeben. Was das für ein Batzi [Frechdachs] war, ist nie aufgekommen, aber ein richtiger Kriminaler war er, glaube ich, nicht.

Ich hatte eine Zeitlang ein Sachs Motorrad, mit dem ich herumgekurvt bin, solange das Benzin reichte. Aber dann kam halt auch einer, der sagte, das Motorrad gehöre dem oder dem, und ich müsse es wieder hergeben. Wenn du 15 Jahre alt bist, machst du das dann. Damals hat es keine Polizei gegeben. Ich weiß heute nicht einmal mehr, wie ich überhaupt zu dem Motorrad gekommen bin.

Mit dem Leiterwagen sind wir zum „Organisieren“ gefahren. Und so war ich wieder einmal

unterwegs. Damals gab es zwischen Nicklheim und Raubling das erste, zweite und dritte Holz, so sagte man zu den Wäldchen. Die Straße nach Raubling war nur zwei Meter breit, unbefestigt, Schlaglöcher waren darin, und zwischen dem ersten und zweiten Holz war eine Lichtung mit einer Wiese. Plötzlich kam ein Russe von hinten, ging an mir vorbei und reißt mir die Deichsel des Leiterwagens aus der Hand. So quasi: Der gehört jetzt mir. Ich war baff. Aber dann rannte ich ihm nach und hielt ihn auf. Ich war 15 Jahre alt, der Russe vielleicht 45, 50 Jahre alt – für mich damals ein alter Mann. Auf einmal zieht er eine Pistole heraus. Ich musste ihm den Leiterwagen lassen.

Von Weitem sah ich N.N. . Ich schrie ihm zu. Er kam herübergelaufen und versuchte, mir zu helfen, damit ich den Leiterwagen wiederbekomme. Er hatte schon die Deichsel in der Hand. Da zog der Russe wieder seine Pistole, so hat er auch ausgelassen. Also war der Leiterwagen weg. Den Leiterwagen hatte damals die Großmutter gekauft – für sieben Mark. Sie hatte ihn im Geschäft Bachmann, dem Eisenwarenhandel in Raubling, erstanden. Sieben Mark waren für meine Großmutter sehr viel Geld gewesen. Sie hatte 24 Pfennig Stundenlohn. Und nun war der Leiterwagen weg.

I: Woher wussten Sie, dass der Dieb ein Russe war?

Die Russen sind immer auf dem Weg verkehrt. Sie waren während des Krieges in der PWA³³ beschäftigt gewesen. Ich weiß nicht, ob es Gefangene waren. Die Russen gingen immer zum Flachswerk. Dort waren ja mehrere junge Mädels aus Russland. So haben die Russen ihre Landsleute besucht, pendelten hin und her. Vermutlich ist der Russe bei Kriegsende an eine Waffe gekommen.

I: Nach Kriegsende kamen laut den Akten im Gemeindearchiv immer wieder Amerikaner der neuen Besatzungsmacht nach Nicklheim.

Sie waren auf der Suche nach Mädels. Sie hatten einen Werkzeugkasten in ihrem Lastwagen und darin hatten sie Leinensäcke mit Zucker, gefüllt mit jeweils fünf Kilo. Das war halt der Preis dafür. Wir Buben haben geschaut, ob der

Werkzeugkasten geschlossen war. Als er einmal offen war, klauten wir den Zucker.

I: Wie haben die Amerikaner denn die Kontakte gefunden?

Als der Nicklheimer Trachtenverein nach dem Krieg wieder die ersten Plattlerproben im Salettl der Nicklwirtschaft hatte, kam einmal ein Lastwagen mit dunkelhäutigen Amerikanern dahergebraust. Der Fahrer haut die Bremse rein und die Riesenkerle steigen aus. Sie wollten mit den jungen Frauen tanzen. Aber die Mädchen haben sich geweigert, sie haben sich geniert. Da schossen die Farbigen mit ihren Pistolen in die Mauer des Salettels. Natürlich bekamen alle Angst. Aber die Soldaten hätten nie vorgehabt, jemanden zu erschießen. Und dann zogen sie halt wieder ab.

Einmal sind die Amerikaner mit dem Lastwagen im Moor eingesunken. Der Flachswerksbesitzer hatte einen Raupenschlepper mit Ketten, mit dem zogen sie den Lastwagen aus dem Sumpf heraus. Wir Jungen waren natürlich dabei, das war für uns ein Erlebnis. Und anschließend setzten wir uns mit auf den Lastwagen, fuhren mit nach Raubling, dachten uns, vielleicht treiben wir dort etwas auf. Am ersten Holz sahen wir den N.N. liegen. Er lag an einem Eichenbaum auf dem Bauch, die Hände im Laub verdreht, den Kopf zur Seite gewandt. An seinem Hals sah man einen blauen Fleck, es war ein Einschuss. Der Mann war tot. Die Amerikaner hielten natürlich an. Es standen Leute beim Toten, auch der Vater der Freundin des Toten war dabei. Die Amerikaner merkten sogleich, dass der Tote am Handgelenk eine weiße Stelle hatte, an der eine Armbanduhr gewesen sein musste. Die Uhr war aber weg. Der Schmerbeck³⁴ deutete, dass er die Uhr habe, die Verständigung war schwierig, weil keiner englisch konnte. Jetzt haben die Amerikaner so getan, als ob sie ihn erschießen wollten, weil sie meinten, er hätte dem Toten die Uhr gestohlen. Dabei hatte er die Utensilien genommen, damit sie kein anderer nehmen konnte. Im Laufe des Gesprächs, oder besser gesagt der Deuterei, merkten die Amerikaner schließlich, dass der Schmerbeck die Sachen nur genommen hatte,

weil der Tote der Freund seiner Tochter war und gaben endlich Ruhe. Es waren vermutlich auch die Russen, die den Radfahrer dort im Holz erschossen hatten. Aber es kam nie auf, wer es war. Wer hätte denn damals in dieser Zeit den Mord aufklären sollen? ³⁵

I: Beim Erzählabend zeigte ich eine Karte mit einer Grundstücksverteilung in Nicklheim von 1940. ³⁶

Die Grundstücke waren eine solche Wildnis. Es waren Gestrüpp, Dornstauden, Himbeerstauden und so weiter darauf. Manche haben das Grundstück kultiviert. Und manche machten eben nichts aus der Fläche, sie hatten mit Gartenbau nichts am Hut. Von denen hättest du ein Grundstück haben können für ein paar Maß Bier. Auf deren Flächen wuchs das Gestrüpp immer höher. Manche ließen sich nur eintragen, steckten die Fläche ab, aber das war's. Die Grundstücke waren sehr billig gewesen. In manchen Familien haben die Alten das Grundstück kultiviert und mit den Jungen später darauf ein Haus gebaut.

I: Wissen Sie, was es mit den zwei großen Steinblöcken, die heute noch im Wald stehen, auf sich hat?

Es hatte ein Privatunternehmer Versuche gestartet, Brennriketts herzustellen. Aber es ist dann nichts daraus geworden. Das war etwa Anfang 1950, jedenfalls nach dem Krieg.



Steinblock auf dem Weg zur ehemaligen Mittagshütte und heutigen Moorstation. Foto: Willer

Arbeit im Torfwerk

I: Wie waren die vier Wochen, in denen Sie 1951 im Torfwerk arbeiteten, im Vergleich zu den vielen anderen Arbeitsplätzen, die Sie in Ihrem Leben innehatten?

Die Arbeit im Torfwerk war hart. Manchmal war eine brutale Hitze. Vor lauter Durst trank ich Moorwasser und bekam davon eine Magenverstimmung. Wir hatten kein eigenes Bad. Also ging ich zum Tannelbach, um mich vollständig waschen zu können. Die Arbeit hat ein gewisses Training erfordert. Ich arbeitete an der Wurstmaschine mit Dampftrieb. Ich war dort zur Aushilfe eingesetzt und vertrat einen körperlich kleineren Mann. Er war klein und untersetzt, aber richtig eingearbeitet. Und er machte die Arbeit lockerer als ich. Ich plagte mich viel mehr. Der Chef vom Torfwerk kam einmal vorbei und sagte zu mir: „Das geht ja schon ganz gut bei dir“. Er ging von einer Wurstmaschine zur anderen und schaute nach. Naja, du hast leicht reden - habe ich mir gedacht - du musst meine Arbeit ja nicht machen.